

Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 1 (1945)

Buchbesprechung: Literatur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

genossen Jesaja und Micha. Wir zitieren die Stelle nach Micha wegen eines Nachsatzes, den Jesaja nicht hat. „Geschehen wird es in späten Tagen, da wird der Berg des Hauses Gottes aufgerichtet sein über den Bergen und erhaben sein über die Hügel. Zu ihm hin werden Völker strömen, und viele Nationen werden ziehen und sprechen: ‚Auf, lasset uns gehen zum Berg des Herrn und zum Haus von Jaakobs Gott, daß er uns seine Wege lehre, und wir auf seinen Pfaden wandeln. Denn die Lehre geht von Zion aus, und Gottes Wort von Jerusalem‘. Und er wird richten zwischen zahlreichen Nationen, ausgleichen zwischen mächtigen Stämmen bis in die Ferne hin: Ihre Schwerter schmieden sie zu Pflugscharen um, und ihre Speere zu Winzermessern; nicht wird erheben Volk gegen Volk das Schwert, nicht lernen sie fürder den Krieg“. Daß der Geist von Zion siegen wird, bedeutet nichts weiter, als daß die prophetischen Worte, die als für alle Nationen gültig gesprochen wurden, ihre endgültige, lebenswahre Bedeutung für die Völker gewinnen. Gegen alle Anschauungen, daß hier jüdischer Weltgeltungsdrang gepredigt werde, wendet sich der fundamentale Nachsatz Michas: „Denn alle Völker mögen gehen, jeder im Namen seines Gottes. Wir aber wollen gehen in Seinem, unseres Gottes Namen ewig und immerdar“. Kann man mehr Toleranz verlangen? Die Friedenszeiten des hochragenden Zion als dem Symbol bewährten Geistes lassen jedem die Freiheit, bei seinem Gott zu bleiben. Israel will für diese und die kommende Zeit die Freiheit genießen, die der Prophet den anderen zugesprochen hat: Zu wandeln im Lichte Seines Gottes, der als der Gott und Vater aller Menschen verehrt wird. Jeder Glaube nach seiner Art, wenn er nur hinstrebt zu dem letzten Sammelpunkt, der alles verbindet, zu dem Berg des Herrn, dem Gott Israels, der zum Gott der Völker geworden ist, zum Hort ihrer Einheit und dem Quell ihrer Erlösung.

Literatur

Norbert Wiedler. Sieg des zionistischen Gedankens. Die Lösung der Judenfrage: Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. J. R. v. Salis. Verlag der Jüdischen Buchgemeinde. 1945.

Der Verfasser nennt seine Schrift selbst eine „bescheidene Studie“, ohne „wissenschaftliche Ambitionen“. Aber sie ist ihm auch Ausdruck einer „tief

empfundenen Überzeugung“, eine „leid- und leidenschaftserfüllte Streitschrift“. Sie darf und muß das sein in dieser Zeit, die das jüdische Schicksal so tief berührt hat, wie keine Zeit seit der zweiten Zerstörung Jerusalems. Die Juden sind ein Volk. Sie sind es, insofern sie sich so wissen, indem sie auch in der Zerstreuung das Gefühl der Zusammengehörigkeit nicht verloren haben. Das wird zuerst — unsres Erachtens mit Recht — festgestellt. An der Tatsache der da und dort erfolgten Verwurzelung in andern Völkern geht allerdings der Verfasser etwas schnell vorbei. Auch an der uns vor allem bewegenden Frage, daß dies Volk eben kein Volk wie andere Völker ist (2 Mos. 19, 6; 3 Mos. 20, 24. 26; 4 Mos. 23, 9 usw.). Aber er hat recht: die bürgerliche, wirtschaftliche, religiöse, moralische und politische Lage der Juden, die er erörtert, war auch vor der großen Katastrophe des deutschen und weiter Teile des europäischen Judentums wahrhaftig nicht befriedigend. Der Judenhaß blieb auch nach der Emanzipation und führte manchen Juden in die Verzweiflung bis zum Selbsthaß und Selbstmord. So Weininger; bezeichnend auch Wassermanns Buch „Mein Weg als Deutscher und als Jude“ und — nach der Katastrophe — das Ende Stefan Zweigs und vieler anderer, vom Nationalsozialismus entwurzelten Juden. Wie aber ist nun die Judenfrage zu lösen? Wie kann dem unglücklichen, ahasverischen Dasein der Juden unter den Völkern ein Ende gemacht, das jüdische Schicksal stabilisiert werden? Es werden die verschiedenen Lösungsversuche geprüft: Vertreibung und Ausrottung, Ghetto und Numerus clausus, Assimilation mit und ohne Taufe („Jede Zumutung der Assimilation ist Antisemitismus“), rechtliche Gleichstellung mit den Christen und Gewährung eines eigenen Territoriums irgendwo in der Welt (Argentinien, Biro-Bidschan). „Die einzig mögliche Lösung der Judennot“, sagt Weldler, „bietet der Zionismus“. Nach einem Blick auf die uralte Zionssehnsucht der Juden, die sich u. a. auch in den pseudomessianischen Bewegungen im Judentum seit Bar Kochba aussprach, kommt der Verfasser zu Herzl und zum neueren Zionismus. Ausführlich werden bestimmte Einwände erörtert, z. B. die Frage der Aufnahmefähigkeit des Heiligen Landes für die Vollzahl der Juden, die Araberfrage (die keineswegs, wie der Verfasser annimmt, bloß von den Latifundienbesitzern in Palästina künstlich erzeugt worden ist, sondern letztlich auf den arabischen Nationalismus zurückzuführen ist, der dem jüdischen Nationalismus zur Seite trat). Ausführlich werden dann Stimmen christlicher Freunde des Zionismus wiedergegeben, unter den Schweizer Stimmen vor allem die Henri Dunants, und namentlich auch Stimmen aus der angelsächsischen Welt. Hier hätte ein Blick auf den englischen Frühzionismus um 1840, den Franz Kobler in seinen jüdischen Briefsammlungen in jüngster Zeit wieder ans Licht gestellt hat, nicht geschadet. Endlich wird der unbestreitbare wirtschaftliche und kulturelle „Sieg des Zionismus“ in Palästina dargestellt. Und wenn am Schluß der Zionismus als ein Streben nicht nur nach nationaler Selbständigkeit, sondern mehr noch nach „sittlicher und geistiger Vollendung“ angesprochen wird, so hat auch das seinen guten Grund. Die Lei-

stung des Zionismus ist wahrhaftig auch eine sittliche und geistige, und ohne diese Kräfte nicht denkbar. Aber ist der Zionismus die einzige Lösung der Judenfrage? Und kann er, wie er ist, Israel e r l ö s e n? Die Judenfrage ist — mindestens an einem Teil — eine Christenfrage, das weiß auch der Verfasser. Sie ist es, wie der Krieg von Völkern gegen einander und von Bürgern gegeneinander und jener andere antisemitische Krieg gegen den Juden, der gern in ein fremdes Volk hineinwüchse. Aber man läßt ihm dazu nicht die Zeit und stößt ihn auch vom Herrn der Völker, Christus, durch ein unchristliches Verhalten zurück. Die Christenheit hat daher von sich aus kein „Recht“, dem Judentum „sein schweres Schicksal als Verschuldung vorzuwerfen“, wie Weldler sagt. Wohl aber (was nicht gesagt wird) hat Gott schon im Alten Testament von Israels Blindheit, Halsstarrigkeit und Verstockung gesprochen. Vielleicht ist die Christenheit, so wie sie ist, ein „blinder Blindenleiter“. Ja, sie müssen beide, Israel und die Christenheit, noch einmal aufwachen zu dem Christus Gottes, um ihm in rechter Weise Nachfolge zu tun. Der Zionismus weist Israel auf Zion. Von dorthier ist auch die Kirche gekommen. Nach dorthin schaut sie. Aber über dem irdischen sieht sie das himmlische Zion und den David Gottes, ihren und auch Israels Heiland, als den Gekommenen und Wiederkommenden. Der Verfasser spricht auch vom Christwerden so, als ginge es da in erster Linie um das Taufen, und vom Evangelium als einer Sache wesentlich der E t h i k, die doch — wie er andeutet — nicht höher sei als die jüdische. Es geht aber um die Anerkennung der in Christus vorhandenen, übernatürlichen Gnade Gottes und um ihre Erfahrung im Herzen. Der Zionismus will Zion o h n e d e n H e r r n Z i o n s, eben jenen David, von dem die Propheten sprechen, der in Knechtsgestalt erschienen ist, um in der Herrlichkeit wiederzukommen. Der Zionismus, wie er ist, ist Zionismus S a u l s, Hebräertum, nicht Israeltum, eine halbe Sache, ein Nationalismus mehr zu andern Nationalismen. In seiner weltlichen Betriebsamkeit erscheint er auch manchen orthodoxen Juden als heidnisch. Aber — sollte es nicht auch einen christlichen Zionismus geben, der die Anhänglichkeit an Israel als Volk mit der Liebe zu Christus verbindet? Mit Recht hat Friedrich Neumann, ein Wiener christlicher Zionist, in einer vor zehn Jahren erschienenen Schrift „Die Judenfrage und der Christliche Jude“, die Zionisten, die meinen, das L a n d und die A r b e i t in ihm werde die Erlösung bringen, auf die Bücher Josua bis Könige verwiesen. Die Hebräer hatten das Land, aber Gott mochte zusehen, wo Er blieb! Derselbe spricht ganz richtig von einer „geistigen Diaspora“, die die Zionisten nach Palästina mithinübernehmen und in der sie bleiben, ohne Umkehr zu Dem, in welchem Gott erschienen und wie zu Samuels Zeiten (vgl. I. Sam. 8, 7) in Unwissenheit und Blindheit verleugnet worden ist. Dies Israel zu sagen, nicht ihm gute Morallehren zu erteilen, ist die Aufgabe der Kirche. Sie muß es aber tun in aller Demut, in geschwisterlicher Treue und im Bewußtsein schwerer eigener Mitschuld an dieser fortdauernden Verleugnung. Denn auch i h r e Kinder haben Gott weithin zu gunsten weltlicher Herren nach der Art

Sauls fahren lassen. Es geht im Zionismus und in der Judenfrage überhaupt nicht um eine Frage bloß der äußeren Gerechtigkeit, sondern um eine religiöse Frage. Wer will über den Besitz Palästinas entscheiden? Letztlich kann das nur der, der es den gläubigen Erben Abrahams verheißen hat, keine weltliche Macht, auch nicht der politische Zionismus. Auch das muß ausgesprochen werden, um Israels und der Völker willen. Auch gegenüber einem Buche wie dem vorliegenden, das mit dem Herzen geschrieben ist und das auch wir als eine wertvolle Einführung in den Zionismus gerne empfehlen.

F r a n z M a n n h e i m e r.

Kirche und Synagoge. Die ersten nachbiblischen Zeugnisse ihres Gegensatzes im Offenbarungsverständnis: Der Barnabasbrief und der Dialog Justins des Märtyrers. Neu bearbeitet und erläutert von *Karl Thieme*. Kreuzritterbücherei Band III. Verlag Otto Walter A.G., Olten 1945. 271 S.

Die Auseinandersetzung zwischen der christlichen Gemeinde und der Synagoge ist so alt wie die christliche Gemeinde selber. Sie beginnt in dem Kampf Jesu gegen die pharisäische Gesetzesauffassung und zeigt sich im Neuen Testament besonders deutlich in der paulinischen Auseinandersetzung mit der jüdischen Werkgerechtigkeit und in der Abrechnung des Hebräerbriefs mit der alttestamentlichen Kultgesetzgebung. Schon bei Paulus und dann besonders im Hebräerbrief zeichnet sich dabei das Problem ab, das für die kirchliche Auseinandersetzung mit dem Judentum im Mittelpunkt stand, die Frage nach der „richtigen“ Deutung des Alten Testaments. Denn von der Frage, ob das jüdische Verständnis des Alten Testaments als des Religionsbuchs für die jüdische Volksgemeinde oder das christliche Verständnis des Alten Testaments als der Weissagung auf Jesus Christus recht habe, hing weitgehend die Rechtfertigung der jüdischen Ablehnung des Christentums oder der christlichen Nötigung zur Anerkennung der christlichen Verkündigung ab. Dieses Problem der „richtigen“ Deutung des Alten Testaments ist dann in dem Gespräch der frühkatholischen Kirche mit dem christenfeindlichen Judentum ihrer Zeit zum eigentlichen Thema der Auseinandersetzung geworden, und hier sind es zwei Schriften gewesen, die dieses Thema zum Gegenstand ihrer ausführlichen Erörterung gemacht haben, der Barnabasbrief und der Dialog mit Trypho des Märtyrers Justin. Diese beiden frühkirchlichen Schriften sind auch in theologischen Kreisen wenig bekannt, und es war darum ein glücklicher Gedanke von K. Thieme, diese beiden Schriften in neuer Übersetzung mit Erklärungen und einordnenden Bemerkungen zusammen herauszugeben. Das Buch ist nicht gerade bequem zu benutzen: auf eine Einleitung folgt der Text des Barnabasbriefs (mit unwesentlichen Auslassungen), dann eine Überleitung zum Dialog Justins, der in den Hauptpartien mit einigen Umstellungen wiedergegeben wird, dann folgt ein beide Texte wertendes Nachwort, und nun erst folgen in unübersichtlichem Kleindruck Anmerkungen, die für jeden Teil gesondert gezählt werden, sodaß es nicht leicht fällt, rasch das Richtige zu finden. Zwischen

den Teilen finden sich wenig überzeugende symbolische Zeichnungen des bekannten Schriftkünstlers Rud. Koch. Zu der komplizierten Anlage kommt, besonders in den Anmerkungen, ein wenig durchsichtiger Stil hinzu, der durch seine langen Sätze das Verständnis erschwert. Wer sich aber durch diese erschwerenden Umstände nicht von der Lektüre abhalten läßt, wird reichen Gewinn haben. Die Übersetzung der beiden griechischen Texte ist im allgemeinen recht gut zu lesen und bietet nur selten Unklarheiten oder Anstöße (unklar ist z. B. Barn. 4, 1 „Hassen wir den Irrtum zur jetzigen Frist, damit wir zur künftigen Liebe erfahren können“; oder Barn. 21, 7: „darum bitte ich euch wie wer einen Gnadenerweis erfleht“; seltsam ist Barn. 4, 9 „Abtreter“ für „Abfall“, Barn. 16, 1 „über den Tempel, welcherweise irrig die Unseligen. . . ihre Hoffnung auf das Bauwerk setzten“, oder Just. 112, 5 „mit entsprechender Inständigkeit und Denkenergie“ statt „mit solcher Entschlossenheit und solchem Verstand“; Just. 138, 2 steht durch ein Versehen Moses statt Noah). Die Polemik ist im allgemeinen sachlich, es fehlen aber nicht ganz unnötige Schärfen (so erhalten diejenigen Forscher, die die in der Tat wahrscheinliche Deutung des „Babylon“ der Offenbarung Johannes auf Rom leugnen, den Titel „unpolitische Stubengelehrte“ S. 222), doch beschränkt sich die Auseinandersetzung, wo es sich nicht um rein historische Fragen handelt, in der Hauptsache auf die katholische Literatur.

Das Motiv der Arbeit gibt der Verfasser selber an: es ist das Mitleid mit dem Irrtum der Juden und die Absicht, nicht durch Unterlassen des Versuchs zu ihrer Bekehrung an ihnen schuldig zu werden (S. 243). So enthalten die eigenen Ausführungen des Verfassers zwei verschiedene Bestandteile: historische Ausführungen, die die Texte in ihrem geschichtlichen Zusammenhang verständlich machen wollen, und aktuelle Erörterungen, die dartun möchten, daß Barnabas und Justin wertvolle Hilfen für die heutige Auseinandersetzung mit dem Judentum darstellen. Die historischen Ausführungen sind sehr besonnen und klar. Der Barnabasbrief wird in die jüdische Geschichte zwischen der Niederlage der Juden im Jahre 70 und der endgültigen Zerstörung Jerusalems im Jahre 135 hineingestellt: Hadrian hatte nach der Niederwerfung eines jüdischen Aufstandes unter Trajan Befehl gegeben, den jüdischen Tempel wieder aufzubauen; der dadurch neu entflammte jüdische Nationalismus führte zu dem Versuch der Juden, die Christen zuerst gütlich zur Rückkehr ins Judentum zu bewegen und dann gewaltsam zu bekämpfen. Gegen die Neigung mancher Christen, auf dieses jüdische Liebeswerben zu hören, ist der Barnabasbrief gerichtet. Das ist recht überzeugend, wenn auch der angebliche Auftrag Hadrians, den Jerusalemer Tempel wieder aufzubauen, nach wie vor recht fraglich ist. Der Brief ist nach Th. von einem Judenchristen verfaßt, ja Th. hält trotz der späten Entstehungszeit sogar eine Abfassung durch Barnabas, den Gefährten des Paulus, nicht für ausgeschlossen! Der Barnabasbrief zeigt, wie Th. ausführt, daß die Juden die alttestamentlichen Kultgesetze fälschlich wörtlich verstanden haben, während wir Christen diese Gesetze sinngemäß verstehen, wenn wir sie moralisch um-

deuten. Doch hat auch nach Barnabas das Volk Israel die jetzt den Christen zugefallene göttliche Verheißung nicht für immer verscherzt. Nach dem Zusammenbruch des jüdischen Aufstandes unter Hadrian (132–135) vollzog sich die endgültige Abwendung des heimatlos gewordenen Judentums von der griechisch-römisch-christlichen Welt. Um den eigentlichen Streitpunkt zwischen Kirche und Synagoge aber nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, schreibt Justin um die Mitte des 2. Jahrhunderts seinen Dialog, der auf wirklichen Unterredungen mit einem jüdischen Rabbi beruht. Diese Auseinandersetzung mit jüdischen Einwänden besteht weitgehend aus christlichen Deutungen alttestamentlicher Texte, wobei sich ergibt, „daß auch Justin genau wie Barnabas schlechthin alles im Alten Testament typologisch verstehbar findet, eine Auffassung, für die ohne Frage der *unanimis consensus patrum* (= die völlige Übereinstimmung der Väter) vorliegt — und ernstzunehmen ist“ (S. 244). Dieser Ansicht entsprechend billigt denn Th. auch einen großen Teil der Umdeutungen alttestamentlicher Texte durch Justin, etwa die Beziehung von Jes. 7, 14 auf die Jungfrauengeburt, zumal der hier eindeutiger Text der griechischen Übersetzung des Alten Testaments durch das Konzil von Trient als verbindlich bezeugt sei. Nur die Auffassung Justins, daß das Neue Testament ein endzeitliches Tausendjähriges Reich auf Erden lehre, wird als Irrtum abgelehnt, und einige allegorische Deutungen des Alten Testaments erscheinen als „unnötig“.

Zeigt sich schon in der Erklärung der beiden herausgegebenen Texte der katholische Standpunkt des Verfassers mehrfach sehr betont, so tritt er in dem Nachwort ganz stark hervor. Hier wird einerseits betont, daß Barnabas und Justin den Juden zeigen müßten, daß das Alte Testament auch für den heutigen Juden eine offene Frage bedeute, auf die allein Jesus die Antwort weiß. Der Jude und der liberale Protestant liest das Neue Testament nach Th. unter Ausschaltung der Göttlichkeit Jesu, während das Neue Testament in Wirklichkeit den Gott aufzeige, der zur Erfüllung der alttestamentlichen Verheißung in Jesus Mensch wurde. Um diesen Sinn des Alten Testaments zu erkennen, sind nach Th. die beiden frühkirchlichen Schriften eine wertvolle Hilfe. Sie sind freilich beide nicht frei von einer gewissen Einseitigkeit. Barnabas meint fälschlich, daß auch vor Jesus das alttestamentliche Gesetz nicht zur wörtlichen Befolgung bestimmt war, während in Wirklichkeit der geistliche Sinn doch erst von Jesus an gilt. Daran ist richtig, daß das Alte Testament in der Tat wörtlich verstanden werden wollte; aber gegen Th. ist zu sagen, daß dieser wörtliche Sinn auch seit Jesus der einzige ist, der als die Meinung der alttestamentlichen Texte begründetermaßen festgestellt werden kann. Gegen Justin wendet Th. ein, daß er dem jüdischen Mißverständnis des neutestamentlichen Tausendjährigen Reichs als einer irdischen Vollendungszeit am Ende der Tage verfallen sei; in Wirklichkeit hat Justin hier aber durchaus recht, und Th. deutet mit der kirchlichen Tradition die neutestamentliche Zukunftserwartung auf eine geistliche Gegenwart in der Kirche um. Schließlich sucht nun Th. zu zeigen, inwiefern die beiden altkirchlichen

Schriften für unsere heutige Stellung zum Judentum wegweisend sein können. Er erklärt, daß beide Schriften durchaus richtig das Alte Testament als Vorausbildung der neutestamentlichen Offenbarung verstehen, daß diese allegorische Auslegungsart aber auch schon rabbinisch ist; der Jude, der diese Voraussetzung der Berechtigung allegorischer Auslegung bestreitet, „könnte jedenfalls als jüdischer Gesprächspartner für uns nicht mehr ernsthaft in Betracht kommen“ (S. 200). Damit ist freilich der Kreis von Juden, mit denen der Verfasser eine sachliche Auseinandersetzung für möglich hält, schon ganz erheblich eingeschränkt, da ja der historisch geschulte Jude wie der historisch denkende Christ diese Voraussetzung schwerlich teilen kann, daß das Alte Testament berechtigtermaßen durch allegorische Auslegung auf Jesus bezogen werden dürfe. Sehr richtig führt Th. aber weiter aus, daß ein Gespräch mit der Synagoge überhaupt nur dann wirklich in Gang kommen kann, wenn der Christ durch seine Hilfsbereitschaft gegenüber den verfolgten Juden glaubwürdig geworden ist. Wenn dann aber der Jude, der Jesu Messiasanspruch leugnet, als unser Feind bezeichnet wird, soweit wir Christen sind, so ist das eine gefährliche Formulierung, die nur von dem katholischen Standpunkt des Verfassers aus vertretbar ist, für den sein katholisches Bekenntnis einen unbezweifelbaren Absolutheitsanspruch bedeutet. Solcher Verabsolutierung des christlichen Standpunkts gegenüber bleibt doch die Frage zu stellen, ob die Gespaltenheit der Christenheit diesen Anspruch nicht von vornherein als unmöglich erweist und darum diesen Anspruch dem Juden unglaublich macht. Jedenfalls hat Th. schwerlich nachgewiesen, daß auf der Basis der beiden von ihm herausgegebenen altkirchlichen Schriften eine wirklich Erfolg versprechende Auseinandersetzung mit dem heutigen Judentum stattfinden kann. Aber die Beschäftigung mit dieser ältesten christlichen Auseinandersetzung mit dem jüdischen Verständnis des Alten Testaments und mit jüdischen Einwänden gegen Jesu Messiaswürde ist zweifellos wertvoll, und da diese Schriften sonst nur schwer zugänglich sind, ist die mühevolle Arbeit des Verfassers mit Dank zu begrüßen.

Werner Georg Kümmel.

Jüdische Nachkriegsprobleme, Bericht der Kommission für Nachkriegsprobleme des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes (Heft 1 der „Schriftenreihe des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes“) 2. Auflage 1945, Verlag „Die Gestaltung“ Zürich/New York.

1929 schrieb R. N. Coudenhove-Kalergi die heute wieder lesenswerten Sätze: „Vor dem Kriege war Rußland das Weltzentrum des Antisemitismus, heute ist es Deutschland... Heute ist aber die Mißachtung gegen die Deutschen in der Welt mindestens so stark verbreitet wie der Antisemitismus... Gerade die große deutsche Nation, die dieses schwere unverdiente Schicksal erfahren hat, sollte in der Beurteilung Anderer daher vorsichtiger und kritischer sein. Gerade Deutschland sollte den kleinen antisemitischen Nationen vorangehen in der Kritik und Revision der Judenfrage... Wer Gerechtigkeit fordert, sollte damit beginnen, sie

zu üben. Deutschland fordert von der Welt Gerechtigkeit und moralische Gleichberechtigung: es sollte damit beginnen, sie den Juden gegenüber zu üben und der Welt zu zeigen, wie ein großes Volk die Kraft findet, falsche Vorurteile zu überwinden und von sich zu werfen.“

Die Aufforderung ist verhallt. Zwischen ihr und dem Ende des zweiten Weltkrieges liegen die Jahre der „Entrechtung, Ächtung und Vernichtung“ des deutschen und, soweit der Arm des Dritten Reiches reichte, des europäischen Judentums. Angesichts der Bilanz dieser Jahre erhebt sich im jüdischen Nachkriegsschrifttum, aber auch in der nichtjüdischen Literatur zur Judenfrage gegenwärtig keine Stimme mehr, die mit dem eben angeführten Autor dazu riete, „den Zusammenbruch des Antisemitismus abzuwarten und sich inzwischen immer weiter zu assimilieren“.

„Sieg des zionistischen Gedankens“ heißt statt dessen das Thema, um das fast alle diese Nachkriegspläne kreisen.

Auf diesem Hintergrunde will auch die Gemeinschaftsarbeit gelesen und gewürdigt werden, die die Kommission für Nachkriegsprobleme des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes als Heft 1 einer neuen Schriftenreihe vorlegt. Da es sich um einen Bericht handelt, der im Oktober 1944 abgeschlossen worden ist, werden gewisse Gesichtspunkte nicht behandelt, die sich inzwischen zusätzlich ergeben haben. Dem Bericht fehlt die Stellungnahme zu Entschließungen wie derjenigen von Atlantic City und zur Schweizerischen Flüchtlingskonferenz von Montreux. Aber ihre späte Veröffentlichung gereicht der Schrift auch zum Vorteil, insofern sich bereits erweist, was von den vertretenen Gedanken der Feuerprobe des zwischenzeitlichen Geschehens standhält.

In zwei Hauptabschnitten werden die wichtigsten Wiederaufbauvorhaben des Judentums nach der rechtlichen wie nach der wirtschaftlichen Seite abgewandelt. Einige wenige seien herausgegriffen. In ihrer Gesamtheit ergeben sie ein Mosaik des jüdischen Schicksals der Gegenwart.

Besonders ist es das Problem der Staatenlosigkeit, das die Gemüter beschäftigt. Man muß sich freilich hüten, es allzu akademisch zu sehen und, was gefühlsmäßig so nahe liegt, Staatenlosigkeit mit Heimatlosigkeit gleichzusetzen. Dringlicher noch als der Versuch, „der großen Masse der jüdischen Staatenlosen eine neue Staatsangehörigkeit zu verschaffen“, erscheint in dieser Spanne zwischen Krieg und Frieden die Notwendigkeit, ihr in einer neuen Heimat (oder nach freier Wahl des Flüchtlings in der alten) den Zutritt und das vielumstrittene Recht auf Arbeit zu sichern.

Beides steht allerdings mit der Staatsangehörigkeit des Bewerbers vielfältig in Wechselwirkung. Daher kommt dem Abschnitt „Staatsangehörigkeitsprobleme“ für die rechtliche Reintegration des jüdischen Menschen in der Diaspora in der Tat besondere Bedeutung zu. Dieser Abschnitt ist einer gutachtlichen Äußerung entnommen, die Prof. Guggenheim 1943 für eine Stu-

diengruppe aus Mitgliedern internationaler und schweizerischer Hilfswerke verfaßt hat. Seitdem hat der Genfer Völkerrechtler diese Äußerung in Montreux und durch seinen Beitrag zu dem eben erschienenen Protokoll „Flüchtlinge — wohin“? ergänzt und erweitert. Besonders die Ausführungen zur Verhütung künftiger Staatenlosigkeiten haben trotzdem inzwischen an Bedeutung nichts verloren. Daß man in der „Charta der Vereinten Nationen“ vergebens nach solchen Gedankengängen sucht, macht ihre gegenwärtige Erörterung nur noch dringlicher.

Für die bestehenden jüdischen Staatenlosigkeiten sieht der Bericht die Lösung in Optionsrechten, in erster Linie entsprechend seiner Grundeinstellung in einem Optionsrecht aller jüdischen Staatenlosen auf die jüdisch-palästinensische Staatsangehörigkeit. Ob diese für den Fall der Nichteinwanderung des Einzelnen nach Palästina später wieder dahinfallen soll — womit der Zustand der Staatenlosigkeit im Einzelfalle wieder eintreten würde, der beseitigt werden sollte —, wird als „juristisch wie vom Standpunkt der Interessen Palästinas“ unabgeklärt bezeichnet. Das läuft auf die Einführung einer bedingten und befristeten Staatsangehörigkeit hinaus, die kaum als Fortschritt zu bezeichnen wäre. Auch hat der Gedanke des Optionsrechts — schon vor der Waffenruhe wenig erfolgversprechend — seitdem an Aussicht auf Verwirklichung nicht gewonnen. Dem Recht, eine Staatsangehörigkeit zu wählen, könnte endlich allzuleicht eine Pflicht entsprechen, die unter dem Zwang der Verhältnisse geübt, keine glücklichere Wendung im jüdischen Schicksal bedeuten würde.

Bei dieser Sachlage verdienen die Ideen der Grundrechte des Menschen und des Schutzes der Minderheiten erhöhte Beachtung. Sie gehören der Welt, nicht nur der jüdischen. Das jüdische Beispiel kann hier nur Anlaß und Mittler sein. Es gilt vor allem, den Souveränitätskomplex der Staaten abzubauen. Das ist im Abschnitt „Menschenrechte und Minderheitenschutz“ klar erkannt. Von den einschlägigen Veröffentlichungen anderer Gremien sind auch zeitlich frühere Erklärungen wie diejenige von Vertretern aller größeren Religionsgemeinschaften der Vereinigten Staaten vom Oktober 1943 und die Vorschläge der zweihundert amerikanischen Juristen und Publizisten vom April 1944 nicht erkennbar berücksichtigt. Eine Stellungnahme zu Sonderfragen wie der, ob der Einzelne über seine Zugehörigkeit zu einer Minderheit selbst entscheiden oder ob diese Entscheidung objektiv getroffen werden soll, wird man billigerweise auf den wenigen Druckseiten dieses Abschnitts nicht erwarten können; ihre wesentliche Bedeutung gerade für die jüdischen Minderheiten liegt immerhin auf der Hand.

Daß dem Problem der jüdischen Massenverschollenheit mit seinen familien- und erbrechtlichen Folgen ein besonderer Abschnitt mit gründlichen Hinweisen gewidmet werden mußte, die die Notwendigkeit zwischenstaatlicher Regelung deutlich machen, ist für die Verhältnisse bezeichnend, denen sich die jüdischen Überlebenden — oft die einzig Überlebenden ganzer Familien, Dörfer und Städte — des zweiten Weltkriegs gegenübersehen.

Aus den gleichen Gründen sind die Wiedergutmachungsfragen im jüdischen Sektor Legion. Der Bericht behandelt sie unter dem Begriff der „wirtschaftlichen Reintegration“ mit einem Maximal- und einem Minimalprogramm und Ausführungen, die bei der Schilderung des Vorgehens des Dritten Reiches zuweilen eher zu mild und wirklichkeitsfremd anmuten. Auch für die Zukunft werden voraussichtlich manche dieser begreiflichen und berechneten Hoffnungen theoretisch bleiben. Sie wären vermutlich nur bei einer Priorität der jüdischen Forderungen zu verwirklichen, von der wohl nirgends die Rede ist. Bei dieser Sachlage erscheint es als ein wesentlicher, angesichts der traditionellen jüdischen individualistischen Einstellung bemerkenswerter Zug, wenn für wichtige Tatbestände nach dem Vorschlag des Berichtsabschnitts vor dem Anspruch des Einzelnen einer Kollektivlösung der Vorzug eingeräumt wird, derart, daß Anspruch und Verwirklichung einer zu bildenden internationalen jüdischen Körperschaft allein zustehen sollen. Ob diese Lösung in allen ihren Schwierigkeiten überdacht und der Zustimmung aller Beteiligten gewiß ist, entzieht sich noch der Beurteilung.

In einem letzten Hauptabschnitt wird zu den Fragen der innerjüdischen Organisation und Reorganisation Stellung genommen und offen ausgesprochen, die innere Geschlossenheit im jüdischen Sektor, die als unerlässlich zur Verwirklichung des zuvor entwickelten jüdischen Nachkriegsprogramms bezeichnet wird, müsse erst noch gefunden werden. Dabei fällt den Vereinigten Staaten eine wichtige Rolle zu, neben ihnen aber auch der Schweiz, dem Sitz so vieler internationaler Organisationen und — aller Voraussicht nach — auch dem schweizerischen Judentum.

Mit der Bereitwilligkeitserklärung der schweizerischen Judenheit zu solcher Mitarbeit im Dienste der jüdischen Gemeinschaft und zum Wohle des Gesamtjudentums wie der gesamten zivilisierten Menschheit schließt der Bericht. Seine Einheitlichkeit ist trotz der Mehrzahl von Verfassern durch den Gesamteditor, den als Sekretär des Jüdischen Weltkongresses in Genf tätigen Dr. Gerhart Riegner, überall gewahrt. Er stellt zweifellos trotz seiner Kürze einen wichtigen Beitrag zum Verständnis des jüdischen Schicksals in der Gegenwart dar und war daher in diesen Blättern nicht lediglich zu registrieren.

Dr. F. W. Arnold.

Umschau

Der Verein der Freunde Israels, Schweizer Judenmission zu Basel hat drei gut besuchte kantonale Tagungen veranstaltet, in Zürich, Liestal und Bern. Hervorzuheben sind die Vorträge von Prof. Dr. F. Blanke über „Stephanus und die Juden“ und Prof. Dr. E. Brunner über „Warum

Judenmission heute?“. Anlässlich der Tagung in Zürich konstituierte sich der Missionsrat des Vereins der Freunde Israels. Dieser neu gegründete Rat, der nach seiner Zusammensetzung ein schweizerisches Gremium darstellt, wird die Leitung des Vereins der Freunde Israels beraten und nach außen die Juden-